

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 19 (1951)
Heft: 4

Artikel: Die Grippe
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-568386>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tendenz einerseits wohl im Wesen der Homosexualität selber begründet liegt, so sehr kann sie andererseits aber auch gerade die Ausbruchsstelle der tieferen Gestaltungskräfte der Persönlichkeit werden. Es ist die Stelle, wo die Homosexualität von der Anlage und vom Schicksal zum *sittlichen Auftrag* wird und in der Problematik des menschlichen In-der-Welt-Seins überhaupt einmündet. Dass es auch auf dem Boden der homosexuellen Begegnung die sittliche Höhe einer ehelich-verantwortlichen Partnerschaft gibt, steht ausser Frage. Ueberall dort, wo sich zwei Menschen finden, für die Liebe nicht nur Eros, sondern auch Ethos ist, kann sich das Mysterium des Menschen in der Liebe vollkommen ereignen. Erst in ihnen, den Wenigen, die dieses Ziel erreichen, ist auch der Gang der homosexuellen Entwicklung sinnvoll vollendet.

Es scheint freilich, wenn man die Wirklichkeit der homosexuellen Schicksale verfolgt, noch eine letzte Station der Entwicklung zu geben, die eben aus diesem Unvermögen zur letzten personalen Verantwortung erwächst, *die Situation des alternden Mannes*, die oft von einer stillen Tragik überschattet ist. Erst der Mann über Fünfzig wird vielleicht die innere Problematik und Krisenhaftigkeit der homosexuellen Existenz ganz überschauen. Er hat längst aufgehört, Umworbener zu sein, ist vielleicht schon Jahrzehnte Werbender gewesen und spürt, dass es zunehmend um ihn stiller und einsamer wird. Wohl hat er sich vielleicht eine feste wirtschaftliche Existenz aufgebaut und versucht noch, von dort her Begegnungen anzuknüpfen, aber im Innersten weiss er längst, dass hier keine echte Gemeinschaft, keine selbstlose Liebe zu erwarten ist. Während der normale Mann in seiner Familie geborgen ist, seine «Erotik» längst neues Leben geweckt hat, wird ihm jetzt das Alleinsein doppelt spürbar. Lebt er aus den geistigen Bereichen, so wird er von dort her manchen Halt und Trost finden. Im andern Fall wird er vielleicht doch noch in die Form einer bürgerlichen Ehe eingelenkt sein. Im einen wie im anderen aber bleibt ein Rest geheimer Resignation: Die späte Erfahrung vielleicht, dass Eros nur die eine Seite des Lebens ist und versinkt, wo die andere, die Seite des Todes auftaucht.

Die Grippe

Von Edo

Drei Tage lag ich schon im Bett und das Fieber wollte nicht weichen. War es Erkältung, war es Grippe? Wo liegt die Grenze?

Meine Pensionsfrau schickte mir regelmässig das Essen durch einen der Pensionäre. Gestern kam Herr Bader, der gutmütige Geßell, der immer freundlich mir die Hand drückte und gerne manchmal mit mir geplaudert hätte oder mich zu einem Gläschen eingeladen, wäre ich darauf eingegangen. Doch unsere Art war so verschieden, dass ich keine gemeinsamen Interessen finden konnte. Er war schwerfällig, ausgeglichen — ich nervös, zerfahren, von tausend Ideen und Plänen belagert und hatte keine Geduld, seinen Gesprächen, deren Endergebnis ich schon lange vorher erriet, ruhig zu folgen und zu tun, als ob das alles so erstaunlich, so neu, so niedagewesen wäre.

Einerseits beneidete ich ihn um seine Ruhe, andererseits fand ich mich damit ab, dass ich kein Talent dazu hatte, dass mein Temperament und

meine Initiative mich zu einer Sprunghaftigkeit erzogen, die sich in der Beschaulichkeit seiner einfachen Natur nicht zurechtfinden, geschweige denn in seinen langsamen, unerschütterlichen Trott einfallen konnte. Und so sympathisch er mir auch war und so sehr mich sein Sex-Appeal ansprach — ich liess ihn immer wieder stehen. Meine schnelle Art fand immer ein «Ränkchen», mich verabschieden zu müssen, und ehe er dem Sinn meiner Worte recht folgen konnte, war ich weg. —

Heute kam er müde von der Arbeit, tiefe Ringe unter den Augen und der Blick matt und abgesehen. Er gab mir die Hand, die schwere, ruhige und fragte nach meinem Ergehen. Die Stimme klang tief und melodisch.

Ich klagte über meine Misere und über die Ohnmacht, meiner Krankheit Herr zu werden. Mittelhoch, gedrungen, stand er an meinem Bett, und der braune, abgetragene Arbeitskittel konnte kaum die Fülle seines starken Körpers fassen. Viel zu eng, legte er sich fast um jeden einzelnen Muskelbündel und die Achselfütterung schwebte irgendwo in respektvoller Entfernung von den richtigen Ansätzen.

«Sie müssen einen Glühwein trinken.» —

«Ich trinke alles», entgegnete ich gelangweilt. Was hatte ich schon an Pillen geschluckt, die ganze Skala von Saridon bis Elkosin und Antihezcamin. Wickel gemacht, Vicks eingeatmet, nasse Strümpfe angezogen und den Kopf mit Alkohol eingerieben und eingewickelt, was zu einer Hitzeentfaltung führte, dass ich bald dachte, mich als Glühbirne für eine Zunftlaterne am Sechseläuten-Umzug anzubieten. Nichts hatte genutzt. Die Kälte in dem verdamnten Mietzimmer verdarb immer alles, was die obigen Methoden gutgemacht hatten. Die Heizung zwischen 11 und 18 Uhr reichte wohl, sich tagsüber den Po zu wärmen, nicht aber eine Grippe herauszutreiben.

«Die Hauptsache, Sie müssen warm haben.» —

Ob nicht er mir direkt die entsprechende Temperatur spenden könnte, dachte ich albern bei mir.

«Ich werde Ihnen einen Glühwein machen. Ich gehe und hole den Meta-Kocher, Wein, Aepfel und Zimt.» Und bevor ich antworten konnte, öffnete er die Türe und ging. Ich hörte seinen schweren Schritt im Treppenhaus; die Haustüre knarrte, schlug ins Schloss und es war still. Er hatte so selbstverständlich gesprochen, dass ich dachte, sein Zimmer müsse irgendwo gegenüber liegen und er wäre in 5 Minuten wieder zurück. Es verging eine Viertelstunde, 20 Minuten — nichts. Endlich nach einer guten halben Stunde höre ich ihn. Nicht begreifend schüttle ich den Kopf. Diese schlichte Selbstverständlichkeit! Durchquert das ganze Quartier, um die Sachen zu holen und verliert darüber nicht ein überflüssiges Wort. Ein Blick des Dankes stiehlt sich aus meinen Augen.

Er legt den Rock ab. Der Meta-Kocher wird ausgepackt, angezündet, der Wein in die Pfanne geschüttet, der Apfel hineingeschnetzelt und der Zimt gebrochen und hineingeworfen. Es spielte sich alles wie bei einer Zeitlupenaufnahme ab, wo jede schnelle Bewegung fehlt, weil sie nicht im Wesen des Streifens liegt.

Still sehen wir nun der Flamme zu. Worte sind nicht nötig. Wie selten können Menschen zusammen schweigen, ohne das Gefühl zu haben, sich gegenseitig unerträglich zu werden, ohne plötzlich nervös nach Ge-

sprächsstoff zu suchen, das Blaue vom Himmel reden, nur um zu vermeiden, dass auch nur ein Augenblick lautlos vergeht.

Unser Schweigen ist Selbstverständlichkeit. Seine ruhige, männliche Art legt sich in mein Wesen. Meine Ungeduld, ohnmächtig von irgend einem stumpfsinnigen Virus ans Bett gebunden zu sein, verfliegt, und eine wohlige Zufriedenheit zieht in mir ein. Das Licht der Nachttischlampe fällt aus gleicher Höhe gedämpft auf sein breites Gesicht, aus dem die Backenknochen stark hervorspringen, die Stirne leicht zurückliegt und der Mund blaurot mit einem leichten Zug der Verhärmung und Enthaltbarkeit um die Winkel schimmert. Es verwandelt das an sich reife Gesicht des Bauarbeiters in ein wetterhartes Jungengesicht, mit straffer, matter Haut, glänzenden Augen, unter denen die tiefen Spuren der Müdigkeit verschwunden sind.

Die Brühe kocht. Sie wird in eine Thermosflasche umgeleert; erst muss ich die Apfelschnitten verschlingen und dann den Glühwein trinken, heiss und bitter. Schluck für Schluck. Ich schaudere. Ich hasse Glühwein. Aber Bader sitzt an meiner Seite und schaut mich fest an. Da gibt es kein Auskneifen. Ich trinke. Die Poren öffnen sich; das Gift quillt heraus. Schweissperlen kollern über meine Stirne hinunter und unter der Decke dampft und glüht es. Ich habe genug vom Wein. Ich will den Becher ablegen. Er lacht, umfasst unerbittlich mein Gelenk, drückt mir den Becher in die Hand und ich muss weiter trinken bis zur Neige. Dann deckt er mich sorgfältig zu und ein zufriedenes Lächeln spielt auf seinen Lippen.

Die rauhen, geschwollenen Arbeiterhände greifen um das saubere Duvet, und behutsam, damit kein Lüftchen sich regt, legt er die weiche Hülle um meine Schultern und um den Hals. Jede seiner Bewegungen entbehrt der Härte und Gefühllosigkeit. Wie muss in dieser rauhen Schale der Kern weich und wertvoll sein . . .

Mein Gesicht schaut feucht aus der Deckenakkumulation heraus. Er gibt mir Anweisungen, wie ich wechseln soll — die trockene Wäsche unter das Duvet legen, damit sie Körpertemperatur annehme — nichts schade so sehr wie das kalte Gewebe auf den glühenden Leib, dann vorsichtig unter der Decke ausziehen, abtrocknen, anziehen — nein, er traut mir nicht; er wird es selber machen. Er geht jetzt und kommt dann wieder. Er muss noch Einen treffen. — «Eine?» frage ich absichtlich und natürlich auch neugierig. — «Nein, diesmal Einen», entgegnete er missmutig. Er habe genug an der Arbeit und keine Zeit und Kraft für Abmachungen mit jungen Damen.

Keine Kraft. Das sagt er mir! Aber ich verstehe ihn. Die Volle, Rundliche, mit der er ein Jahr gegangen war, hatte ihn stehen lassen. Die Enttäuschung war so gross, dass er seither keine neue Bekanntschaft gewagt hatte. Ein schnelles Kennenlernen entsprach auch nicht seiner schwerfälligen Natur.

So war er jetzt, ein Mann in der Reife seines Lebens, allein, ohne Gelegenheit einem geliebten Wesen Beschützer zu sein und ihm seine Verantwortung und sein Pflichtgefühl zu widmen.

Ein Bild drängte sich mir auf! Tatsächlich! Er stülpte diese Bedürfnisse soeben mir über. War nicht ich nun sein Schutzbefohlener? Und wenn es sich so verhält, spekulierte ich weiter, würde er, wenn ich es

geschickt anstellte, nicht auch weitergehen? Nicht nur Beschützer, sondern auch Besitzer? Die Arme, denen liebend sich keine Frau gab, würden sie sich nicht um den legen, der ihn ehrte und der ihm jene Wärme entgegenbrachte, die die Kälte seiner Einsamkeit vertrieb? Würde er die Frau vergessen, die ihm zum Begriffe der Enttäuschung geworden war? Es wär' zu schön, um wahr zu sein!

Ich ging in meinen Wünschen gänzlich auf, sodass, wie ich ihn vor meinem Bette stehen sah, schon an die Wirklichkeit glaubte und mich eigentlich wunderte, warum nichts geschah.

Er legt den Kittel an. In 3—4 Stunden sei er wieder zurück. Sagt es und geht.



In 3—4 Stunden? Wilder Alarm ergreift mich. Der Kerl ist ja verrückt! Bis dann bin ich von der Erdoberfläche weggeschwitzt. Bloss ein Fettfleck bleibt noch übrig, trotzdem ich ja auch mit Fett ziemlich sparsam versehen bin. Und mein Herz wird es nicht aushalten. Der Kerl! Ich möchte ihm nachspringen, aber ich bin ans Bett gefesselt. Gefesselt ist ja gut gesagt. Wenn man gefesselt ist, kann man sich noch wehren, strampeln, schreien und hat den Eindruck, man tut etwas. Aber hier? Hier ist man wehrlos dem Schweiss ausgeliefert, und jedes Lüftchen kann zum Dolche werden, der sich tiefer in den Rücken gräbt als eine Negerlanze. Warum gerade Neger? Weil die Neger, oh — ich Kamel! Ich soll weiterschwitzen und keine Zwiegespräche mit meinem Ich halten.

Ich blicke auf die Uhr. Erst die erste Stunde. Das Herz springt schier unter der Decke hervor. Jede Stelle, an die meine Hand tastet, ist pflutschnass. Nach einer Weile schaue ich wieder auf die Uhr. Die Zeiger hatten

sich kaum weiter bewegt. Das Werk leidet wohl an Atemnot oder Anämie. Braucht eine Vitamin-Pille. C-Phos. Ich bin Spezialist in Pillen. Ah, kann eine Uhr einem auf die Nerven gehen!

Eine Schweissperle wächst, rundet sich, wird schwer und kollert der Nase entlang, am Flügel vorbei — zum Glück kann sie nicht Klavier spielen — auf die Schnurrbartwiese und pendelt unentschlossen, ob sie mich eigentlich noch weiter kitzeln soll, an der Oberlippe auf und ab. Hoffentlich kommt sie nicht auch noch die Lippen hinunter, sonst platze ich.

Bestie! Ich schnaube und pruste. Ausgerechnet auf die Lippe! Hat das Biest nicht auf der ganzen Gesichtsfäche Platz, ihre sadistischen Kitzelgelüste auszuspielen?

Ich schaue auf die Uhr. Erst 5 Minuten sind vorbei. Ich füge mich. Und vertiefe mich in allerlei Gedanken. In Sekundenschnelle durchblitzen die merkwürdigsten Wunschvorstellungen meinen Sinn und ich döse in meiner Sauna selig dahin. Was gibt es Schöneres als von dem zu träumen, was man gerne möchte!

Er würde von mir Besitz ergreifen, meinen wunschgeladenen Körper stillen. —

Meine Unternehmungslust flackert auf. Ich werde es schon irgendwie anstellen. Und rieb mir im Geiste schelmisch die Hände. Ich werde ihn haben, oder beser — er mich!

Doch dann ermanne ich mich plötzlich. Bei mir piepst es wohl! Ein Bauarbeiter mit einem Intellektuellen! —

Ich werde wieder schwach. Oh, eben d a s wär' gerade schön!

Endlich einmal den Geist mit der Materie verschmelzen! Er einsam — Mann, Kraft, Beschützer. Ich würde seinen Armen das Kind, seinem Körper die Geliebte, seinem Herzen der Freund werden. — So schlief ich selig ein.

. . . . und erwachte erst, als ich fühlte, wie er mir über die Wange strich. — «Wie geht's? Ordentlich geschwitzt?»

— «Mehr, mich verflüssigt.»

— «Leicht übertrieben» — und gab mir lächelnd einen Klaps auf die Wange. Jetzt, wo er der Feldherr meiner Krankheit geworden war, vergass er die sozialen Schranken, die uns trennten, und wurde ganz einfach ein Mensch, der sich um einen Menschen kümmert. —

Das Wechseln des Pyjamakittels und des Leibchens bewältigte ich selber. Er hielt nur die Decke weg, indem er sich breit über mich stemmte und geduldig wartete. Sein Atem berührte mich. Die Augen trafen sich, mein Blick wurde weich und dankbar, meine Lippen zitterten leicht, in der Luft lag die Spannung des Kusses. Als er sich fast verlegen erhob, um mir die Pyjamahose abzuziehen, glitt mein Blick unwillkürlich und liebkosend an seiner Gestalt hinunter. Er bückte sich über das Bettende, breitete seine starken Arme aus und griff — mir kam er vor wie ein Krebs, der seine Scheren mit aller Seelenruhe langsam um ein weisses Etwas schloss — unter meine Decken auf der Suche nach meinem Körper.

Jetzt, seine Hände liegen auf meinen Hüften, ruhen eine Weile die Finger! Der dumme Kerl!

«Weiter», entfährt es mir mit schlecht gespielter Harmlosigkeit.

«Was weiter? Ich muss behutsam vorgehen. Es darf keine Luft hinein. Nur die Ruhe!» Und mit diesen Worten zog er die Hose langsam ab.

Nicht eine Bewegung, die etwas mehr verraten hätte als das, was eben im Gange war. Es gab nur eines: Wechseln und Aufpassen.

Schlug mein Herz des Schwitzens wegen so stark? Er nahm das vorgewärmte Handtuch, verschwand wieder damit unter die Decke und trocknete Fleck für Fleck ab. Plötzlich verweilte er einen Augenblick und bemerkte seelenruhig: «Die Wärme». —

Welch' Scharfsinn! Und auf dem halben Wege stehen bleiben!

Ich tröste mich selber: Ich bin ja schwachgeschwitzt; besser so.

Endlich war es so weit, dass auch die trockene Hose oben war.

Ob er jetzt gehen will? —

Nein. —

Wieso nicht? —

Er wird hier schlafen und auf mich acht geben. Punkt. Ich wäre ja sowieso gleich wieder nass und er traue mir Lausebengel das Wechseln nicht zu. Er wolle sich keine Vorwürfe machen. Ich — ein Lausebengel? Das ist ja schon ein wenig übertrieben mit 23. Und Vorwürfe? Wer soll ihm Vorwürfe machen? Er ist mir ja zu nichts verpflichtet. Dieses Verantwortungsgefühl und Pflichtbewusstsein bis zur letzten Konsequenz war bewundernswert, doch mir ging es plötzlich auf die Nerven. Bin ich ein Baby? Ein hilfloses Kind, das nicht einmal bis auf 3 zählen kann? Habe ich mich nicht schon 4 Jahre durchgeschlagen — allein — und brauche ich nun einen Vormund zum Schwitzen? Das wäre doch gelacht! Ich wollte schon aufbegehren und ihn heimschicken, doch sein Hemd glitt schon über den Kopf weg, und über den blossen, breiten Rücken spielt im fahlen Licht der Nachttischlampe ein Muskel in den anderen und ich verlor mich in bewundernder Betrachtung. Ich schwitzte wieder. Und wie um mein Schwitzen weiter anzuregen, liess er seinen Oberkörper vor meinen Augen weiterschimmern, packte den Schlafsack aus, breitete ihn auf den hellblauen Berberteppich aus und schaute mich fragend an. Ich weise wortlos mit dem Kopf auf den Kasten, rechte Türe. Ein neues, frisch gewaschenes Pyjama liegt dort für alle Fälle bereit. Er öffnet und holt es heraus.

Und nun folgt eine Selbstverständlichkeit! Der muskelstarke Bau eines Bauarbeiters — das dünne, leichte Pyjama eines Lausebengels — ein Krach — ein Riss und aus ist es mit der Herrlichkeit. Das war mathematisch auszurechnen!

Ich wimmele: «Es macht nichts. Altersschwäche.»

Herr Bader scheint meinen Worten zu glauben. Er steht einen Moment verlegen da, dann legt er seine Hose ab, ist nackt . . . und ich schwitze weiter . . . vom Glühwein . . .; dann zieht er die Pyjamahose an. Und diese kracht nicht, trotz der Fülle! Das lüsterne Luder! Ich hatte es mir schon immer gedacht! Der Apfel fällt nicht weit vom Baum.

Eng liegt sie an und bringt jede Form zur Geltung. Auch die leiseste unprogrammässige Spannung könnte ihr zum Verhängnis werden. Ich musste daher schon brav sein und es nicht darauf ankommen lassen . . . mit Rücksicht auf die Hose.

Jetzt leuchtet die ganze männliche Fülle des Oberkörpers hart neben mir und die Haut schimmert sauber und braun. Zwei Augen schauen mich lange prüfend an. Was sie wohl denken?

«Sie sind ein hübscher Junge und so ganz anders als alle die anderen Burschen.»

Die Stimme klingt innig und warm: «Immer nett und lieb zu allen, ohne Unterschied, ob reich oder arm, ob gebildet oder einfach!»

In der Stimme schwingt etwas wie unendliche Dankbarkeit dafür, dass nie ein Wort von mir und nie eine meiner Gebärden ihn je verletzt hatte. Wie mancher ignorierte ihn ob seiner schweren, schwieligen Hände. Wie die Leute nur die Oberfläche, das Sichtbare beurteilen! Denn einzig die Hände waren durch die Arbeit mit einem harten Stempel gekennzeichnet. Jede andere Stelle seines Körpers, ich hatte es ja vorher selber feststellen können, war sauber und wohlgestaltet, die Beine stramm und gerade, die Füße sehnig, und bis zu den Zehen wohlgeformt. Nicht, was von Vernachlässigung oder üblem Wuchs gezeugt hätte.

Die Augen waren noch immer auf mich gerichtet, freundlich lächelnd. Ich hatte plötzlich die Gewissheit — bald bin ich sein.

«Gute Nacht.»

«Bekomme ich keinen Gute Nacht-Kuss?» frage ich wie im Scherz?

«Du hast die Grippe! Gute Nacht.»

Seine Hand streckt sich, der breite Finger setzt sich auf den Schalter, drückt und es ist finster. Er hat mir «Du» gesagt!! — — —

Drei Tage darauf bin ich wieder gesund. Zwei Wochen lang umgebe ich meinen Krankenwärter mit lieber Aufmerksamkeit. Oefters lade ich ihn des Abends zu mir ein. Wir trinken ein Gläschen Wein, reden wenig, doch aus mir spricht alles, was seine Natur zu hören wünscht. Bald habe ich sein volles Vertrauen.

Schwer legt sich die Hand auf meine Schulter und seine Augen sind voll herzlicher Innigkeit. Nun kann ich es wagen.

Draussen setzt dichter Regen ein. Es wird kaum bald aufhören. Ich schlage ihm vor, bei mir zu übernachten. Es wäre nicht das erste Mal. Wir legen ab. Meine Kleider liegen schon alle geordnet auf der Stuhllehne. Ich öffne den Kasten und sehe nach den Pyjamas. Nur seine leichte Hose ist da; alles andere ist beim Waschen. Ich tue erstaunt, überreiche ihm die leichte Hose und schlüpfe wie Adam unter die Decke. Er schenkt dem Umstande keine weitere Beachtung, schnürt die Hose zusammen und will schon den Schlafsack auspacken.

— «Nein, lass das, bei mir ist reichlich Platz für zwei. Ich rücke an die Wand.» —

Nun ist er unter meiner Decke. Nun gibt es kein Entrinnen mehr. Ich betöre langsam seinen Sinn. Und er steigt ein, naturhaft naiv, ohne angekränkelt zu sein von dem Schatten des Vorurteils und ohne sich mehr vorzustellen, als was tatsächlich geschah. Er folgte dem Trieb und der inneren Regung — und hatte die Freude am Geben einem Menschen gegenüber, der ihm in diesen Tagen ans Herz gewachsen war. Was ihm die Geliebte verweigert hatte, nahm er von mir und bald durchflutete seine Wärme meinen ganzen Körper. Wie ich später gelöst in seinen starken Armen ruhe, denke ich an Whitman, den ich einst nicht verstanden hatte. Das Leben lehrt! —

In der Folge liess meine Nervosität und Sprunghaftigkeit nach und seine Arme legten sich regelmässig um mich, jahraus, jahrein. Und sind wir nicht gestorben, so wird es heute noch so sein. —